

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 51

Artikel: Das Weihnachtslied

Autor: Thurow, H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647973>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Eine Puppen-Musterkollektion des Weihnachtsmannes.

Puppen überhaupt pflegen; denn dieses „Mutterspielen“ liegt den Mädchen im Blute, und aus dem Spielen heraus lernt sich der Ernst.“

M. B.

Christnacht.

Zahllos, kleine Engelsflügel
Rauschen auf die Erde nieder.
Ahnungsvolle Tannenwipfel
Summen leise Weihnachtslieder.
Lichterpendend blicken Fenster
Suchend in die Nacht hinaus.
Hinter weißen Engelsscharen
Leuchtet hell ein Sternenstrauß.
Eine Rose blüht inmitten
Rot, in Liebe ausgeblüht.
Kommt, wir dürfen pflücken gehen,
Stern zu Bethlehem erglüht!

Martha Pfeiffer-Surber.

Das Weihnachtslied.

Von H. Thurow.

Sami Hürzler und seine Lisett waren in die Jahre gekommen und fühlten nun allmählich ihre Vereinsamung. Sie wohnten oben am Bergloch, hatten mit ihrer kleinen Haus- und Geisenwirtschaft nicht mehr viel zu tun und da malte sich denn ihr Leben ein wenig grau in grau. Eines Tages aber hatte Sami einen für sein Alter unerhört fühligen Einfall.

„Du, Lisett“, meinte er, „wenn wir uns eine Musik anschaffen — ich meine so einen Radiokaftan, wie's die fürnehmnen Leut' im Dorf unten schon längst haben?“

Lisett musterte ihn erstaunt.

Sie hatte gerade den Türgriff zum offenen Wohnzimmer in der Hand und sagte, auf das schwarzpolierte, noch vornehm aussehende Piano deutend, das dort an der Querwand stand:

„Einen Radio — wo wir das schöne Klavier haben?“
Es klang wie ein Tadel in ihrer Stimme.

Das Klavier? Er umfasste es mit väterlichem Blick. Das war ja schon richtig. „Aber wir können doch nicht spielen“, versehete er resigniert.

Darin hatte nun er recht, das musste sie zugeben. Und dennoch: Einen teuren Apparat kaufen, wo man das eigene Klavier im Hause hatte? Das erschien ihr einfach unverständlich.

Sie hatten das Instrument einst mit ziemlichen Opfern für ihr Töchterchen Luzia angehafft. Das Mädchen war ein temperamentvolles Ding, das manchmal recht unsanft auf dem schönen Stück Möbel herumgehämmert hatte, aber dafür auch Talent besaß und zu einer guten Spielerin geworden war. Hatte später selbst Stunden gegeben, reiste in die Welt hinaus und nahm sich endlich jenseits des großen Wassers einen Mann, der auch so etwas wie einen fahrenden Künstler darstellte. Das hatte sich bald vor zwei Jahren ereignet. Seitdem hatten sie von dem Mädel nicht mehr viel gehört. Es war wohl stark mit sich selbst beschäftigt, wie das bei dem Künstlervolk so häufig ist.

Lisett wußte etwas anderes in Vorschlag zu bringen.

„Du, Sami“, meinte sie, „du könntest gewiß noch ein bißchen spielen lernen auf dem Klavier — jetzt, wo du so Zeit hast! Früher, da war's freilich nicht möglich, wegen der vielen Arbeit!“

Er sah sie hilflos, ungläubig an.

Sie half ihm, nun ganz heiter gestimmt, mit ihrer Bereitwilligkeit über den Berg.

„Siehst du, Sami, wir haben ja noch all' die Notenhefte vom Kind, sogar das allererste noch. Grad da sind schon eßliche — versuchs nur!“

Sie framte auf dem Boden des Notenschrankleins herum und brachte einige Hefte zum Vortheil. Wie sie aber eines derselben öffnete, fiel ein Brieflein heraus.

Es zeigte die noch kindlichen Schriftzüge ihrer Luzia und war an eine kleine Schulfreundin gerichtet. Offenbar hatte das Mädchen, wie ihm das zuzutrauen war, in der Zerstreutheit vergessen, den nun schon viele Jahre alten Brief abzusenden.

Lisett erbrach das Rouvert und die beiden Alten lasen:

„Liebes, Grilli! Nur ein paar Sudelworte. Du weißt nicht, was ich für zwei liebe alte knorlige und bodbeinige Eltern habe. Gestern wollten sie mir wieder kein neues Heft kaufen. Weißt, sie verstehen doch von der Musik nichts, können nicht einmal einen Gesangvers von einem Polka unterscheiden. Das Klavier war bis gestern auch verstimmt, wie eine Drehorgel. Wart' nur, wenn ich erst aus dem Nest fliegen kann! Ich übe wie wahnsinnig. Also heute abend. Deine Luzia.“

Samis und Lisetts Augen spiegelten ob dieser Lektüre einige Verlegenheit, dann aber nahmen die Alten die Sache von der heiteren Seite. Ja, an diesem Stil erkannten sie ihr Früchtchen Luzia. Wie aber Sami noch dastand, straffte sich ihm das Kinn wie unter einem sonderlichen Entschluß.

Am nächsten Tag, als er Lisett im Stall glaubte, schlug er den Klavierdeckel zurück und begann ein wenig hier und da hinzugreifen, daß es bald tipp und bald topp tönte. Es war wohl verzweifelt schwer, herauszufinden, wo die im Heft stehenden Noten in der Tastenreihe zuständig waren. Bei jedem Ton ließ er ein Stöhnen von sich gehen.

Aber Lisett, die ihn überraschte, war ein wenig mehr auf der Höhe und half ihm. Und wenn er nicht da war, übte sie hier und da selbst ein Viertelstündchen. Nach zwei Wochen konnten sie zur Not den Weihnachtschoral „Stille Nacht“ auswendig spielen. Als sie diese erste Etappe erreicht hatten, saßen sie zusammen. Es war November geworden. Sollten sie's nicht fertig bringen, das Stück bis zur Weihnacht vierhändig zu spielen?

Das war ein horrend schwieriges Unternehmen. Die Begleitung bot schier unübersteigbare Hindernisse.

„Falsch!“ sagte sie, wenn er daneben griff.

„Bah“, protestierte er gelinde — „jetzt bist du wohl verirret!“

So korrigierten sie einander.

Das gute Klavier machte sich wohl heimlich seine Gedanken. Manchmal raunte es auf wie in verhaltenem Schmerz, als dächte es seiner alten Zeit.

* * *

Jetzt war die Weihnacht herangekommen. Die Alten hatten sich die üblichen kleinen Geschenke gemacht. Auf dem Tisch brannte ein kleiner Weihnachtsbaum.

Sami war recht schweigsam und sein Frauelli hatte feuchte Augen. Es war doch immerhin der heilige Abend mit seinen Erinnerungen... an das liebe Christkind — und sie waren so allein —.

Nun setzten sie sich ans Klavier und spielten ihr Stücklein „Stille Nacht“. Sie sangen auch noch dazu — die alten Herzen konnten eben nicht anders. Und so schwoll alles miteinander, die Stimme des Klaviers und die Stimmen der Alten zu einem etwas lauten Tongewoge an, daß man nichts mehr hörte von dem was draußen vor der Tür und im Korridor vor sich ging, wie da etwas näher kam, im Pelzmantel und mit eiligen Schritten — bis schließlich die Tür aufflog und eines Kindleins dünne Stimme sich in den seltsamen Chor mengte.

Da kamen die Alten in Bewegung. Sie konnten vor freudigem Schred fast nicht von ihren Sitzen hochkommen. Denn die Trägerin des kleinen Wesens war ihre Luzia, die Amerikanerin.

„Grüß Gott!“ rief diese voll Ungestüm, fügte aber im gleichen Schwung hinzu:

„Oh, Ihr Lieben, Ihr spielt ja die Begleitung um eine Oktave zu tief und Euer Gesang, na — wartet einmal —.“

Ihr Kind auf den Schoß des Alten abgleiten lassend, schlug sie mit beiden Händen den Akkord an — „so, schaut mal her!“

Ja, so war sie, die Luzia, noch immer wie eine Hummel, die den Wind unter den Flügeln hat.

Nun erst umarmte sie die Alten und zwar so heftig, daß dem Väterchen, das doch das Kind halten mußte und sich nicht wehren konnte, fast der Atem ausging.

Die Mutter frug, noch ganz in Gefühlen aufgelöst und mit ihrer alten Hand den Kleinen liebkosend:

„Wo hast denn deinen Mann, Luzia?“

„Der kommt gleich, hat noch mit dem Dienstmänn das Gepäck herzuschleppen.“

„Ihr wollt also hier bleiben?“

„Ja, vierzehn Tage, dann rutschen wir wieder nach San Francisco. — Ihr lieben braven Alten, wie Ihr mich überrascht mit Eurem Stück! Ihr werdet noch ein prachtvolles Musstervaar!“

Der Vater kam nun doch mit dem Jungen auf die Beine zu stehen.

„He ja“, sagte er ironisch, unter einer plötzlichen Einigung, „Ihr braven, knorzen, bockbeinigen Alten, die keinen Gesangvers von einem Polka unterscheiden können!“

Sie sah ihn mit roten Wangen an, erinnerte sich wohl dunkel, worauf das Bezug haben konnte und schloß ihm mit den Patschhändchen des Kleinen den Mund.

Als dann der junge Ehemann dazu kam, gab es, ehe Mütterchen das Abendessen auftragen konnte, nochmals ein bisschen Musik. Das Klavier wimmerte und brauste, erdröhnte und jauchzte wie in seinen heroischen Tagen — bis das Tongewitter plötzlich abbrach und ein weihvolles Finale einsetzte:

„Stille Nacht...“

„Euer Herz erschrecke nicht.“

Aus dem neuen Zwingli-Roman von Emanuel Stadelberger. (Schluß.)

Befürmert sahen sich die Männer an.

Jetzt öffnete sich die Tür. Ein gutgewandeter Jüng-

ling, den rothblond sprießenden Bart modisch gestrahlt, trat über die Schwelle und verneigte sich:

„Verstattet, liebe Herren, daß ich eure Gesellschaft teile. Der Sturm läßt mich nicht schlafen.“ Er sprach ein gewähltes Latein, doch mit stark welscher Betonung. Mit Anstand nahm er am untern Ende des Tisches Platz und legte seinen Degen neben sich.

„Ein Reisender aus Frankreich“, raunte der Pförtner; „er sprach gestern nacht um Herberge an. Wohl ein fürnehmer Student!“

„Ein Wunderkunst, der kein Wort Deutsch kann; aber nicht so dumm, glaub ich, wie die Kleider an ihm scheinen“, setzte sein Konfrater hinzu.

Die Herren achteten des neuen Tischgenossen nicht weiter. Sie vertieften sich in ein Gespräch über die laufenden Dinge.

„Euch will's Glück wohl“, sagte der Prädikant zu Collin. „Ihr genießt das Vertrauen Meister Huldrichs wie kein zweiter. Dafür, ihn nach Marburg geleiten zu dürfen, hätte mancher mit Freuden ein Jahr seines Lebens dagegeben. Und Euch allein hat er ausersehen zur Sendung an den Dogen, um Benedig zu einem christlichen Bündnis wider Papst und Kaiser, Euch allein, um König Franz für die Glaubenserneuerung und ein gemeinsames Einstehen zu gewinnen. Und was gilt's, Ihr wart in Mailand, um...“

Erschrocken legte ihm Collin die Hand auf den Mund. Die Wertschaft Zwinglis an Sforza war so vertraulich, daß nicht einmal der Geheime Rat darum wußte.

„Mit Recht preist Ihr mich glücklich. Weiß Gott, Herr Huldrich ist der aufrechtste mannlichste Gottsucher unter allen, die ausgehen, die Kirche zu erneuern. Aber er ist auch der stolzeste Eidgenoß, der je gelebt hat. Oder wann hat einer der Unsern als freier Mann den Mut gehabt, Königen und Gewaltigen Staatsverträge aufzustellen, wo beide Teile gleich dastehen? Keine Dienst- und Mietverträge!“

Der andere fuhr verlegen mit der Hand in den Kragen:

„Ihr wißt, daß ich unserm Meister durch alles hindurch vertraue und zugetan bin. Aber — wär's unserer Eidgenossenschaft nicht besser, sie entschläge sich solcher Fürstenbündnisse?“

„Sicher wär's besser. Wer anders hat das lange genug gepredigt als er? Aber wenn die innern Orte sich mit dem Erbfeind Österreich verbinden, wenn Kaiser und Papst sich einigen, uns und unsern verhafteten Glauben zu vernichten, tun uns Bundesgenossen not. Traurig genug, daß wir dazu den Blick über den Gotthard und nach Paris richten müssen. Aber Papsttum und Kaisertum, sie sind beide in Rom, pflegt Herr Huldrich zu sagen. 's ist wahr. Der Kaiser fühlt sich als Beherrschter Spaniens, seine Deutschen sind ihm fremd worden.“

„Aber Benedig und Frankreich? Beide hängen noch dem alten Glauben an!“

Der Professor machte ein geheimnisvolles Gesicht.

„'s ist nicht lange her, da hingen auch wir ihm noch an. Die Stadt des edlen Contarini gibt Hoffnung fürs Evangelium und ist dem Heiligen Stuhl spinnefeind. Und in Frankreich hat Farel unserm Meister viele Freunde geworben; auch hat König Franzens Schwester den König von Navarra zum Gemahl genommen, der schükt die Prediger des reinen Wortes.“

„Ja, aber unter den Deutschen sind doch die meisten für die Reformation“, beharrte der Pfarrherr auf seiner Meinung.

Unmutig zuckte Collin die Achseln: „Was nützen Vorzeile, so man sie nicht hat? Ihr wißt selbst, wieviel Müh Meister Huldrich daran gewendet, den großen Bund fürs Evangelium zuwege zu bringen. Ich hör ihn noch, wie er beim Mahl auf dem Marburger Schloß dem Landgrafen zurief — und wie leuchtete sein Auge dabei —: 'Und wär